

Dresdner Journal.

für die Gesamtleitung verantwortlich:
Otto Band, Professor der Literatur- und Kunstgeschichte.

Annahme von Anzeigen auswärts:
Leipzig: Fr. Brandt, Commissionär des
Dresdner Journals;
Hamburg: Berlin-Wien-Leipzig-Basel-Breslau-Frankfurt
a. M.: Hoesen & Vogler; Berlin-Wien-Hamburg-
Potsdam-Leipzig-Frankfurt a. M.: Wittenberg; Rud. Mosse;
Paris-London-Berlin-Frankfurt a. M.: Neumann, Neuberger,
Schubert & Co.; Berlin: Invalidendank; Bremen: E. Schlotte;
Breslau: L. Stangen's Bureau (Einkaufsbureau); Opatowitz:
G. Müller's Nachfolger; Hannover: C. Schünker;
Halle a. S.: J. Borch & Co.

Bezugspreis:
In ganzen deutschen Reich:
Jährlich: 4 Mark 50 Pf.
1/2 jährlich: 2 Mark 25 Pf.
Einselne Nummern: 10 Pf.
Ausserhalb des deutschen
Reichs tritt Post- und
Stempelzuschlag hinzu.
Ankündigungsgebühren:
Für den Raum einer gespalteten Zeile kleiner
Schrift 20 Pf. Unter „Kingsadant“ die Zeile 60 Pf.
Bei Tabellen- u. Ziffernsetz. Aufschlag.
Erscheinen:
Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage
abends.

Amtlicher Teil.

Se. Majestät der König haben geruht, den zum Königlich Spanischen Consul in Dresden ernannten Kaufmann Heinrich Gustav Lüder daselbst in dieser Eigenschaft anzuerkennen.
Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs ist der jetzige Berginspektor zu Freiberg, Bergmeister Franz Robert Heude, zum ordentlichen technischen Mitgliede bei dem Bergamt zu Freiberg für den Bergbau mit dem Functionstitel „Bergamtsrath“ ernannt worden.

Nichtamtlicher Teil.

Telegraphische Nachrichten.

Göttingen, 11. Januar, früh. (B. T. B.) In dem hiesigen, im Privateigenthume befindlichen Stadttheater brach in vergangener Nacht gegen 12 Uhr, 2 Stunden nach einer daselbst stattgehabten Vorstellung, eine Feuersbrunst aus, durch welche daselbst vollständig in Asche gelegt wurde. Ein Verlust an Menschenleben ist nicht zu beklagen.
London, 10. Januar, abends. (B. T. B.) Der Deputierte für Hampstead, Sir Henry Holland (Conseroatio), ist zum Staatssekretär der Kolonien ernannt worden.

Dresden, 11. Januar.

Graf Mollke über die zweijährige Dienstzeit.

Zu der Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, beschäftigt sich die Vertretung des deutschen Volkes mit der Beratung der Militärvorlage, welche hat Fürst Bismarck das Wort ergriffen, um mit dem Gewicht seiner geistigen Macht einzugreifen in die Verhandlungen und zu brechen den ewig verneinenden Widerstand, mit welchem die Oppositionspartei seine und der deutschen Fürsten große Schöpfung — das deutsche Reich — kalt und unparteiisch gefehdet. In solcher Stunde ist es wohl angezeigt, gegenüber den Nichterfahren, auf Herabsetzung der Dienstzeit in Deutschland gerichteten Bestrebungen — Bestrebungen, über deren Gefährlichkeit uns ein künftiger Krieg eine teuer erkaufte Aufklärung bringen würde — hinzuweisen auf die Worte, welche der andere Balladist des deutschen Reiches, Graf Mollke seinerzeit über die Nachteile der zweijährigen Dienstzeit ausgesprochen hat.

Der Chef unseres Generalstabes, die erste Autorität auf militärischem Gebiete, welche Deutschland und welche zur Zeit das Reichsorgan des Reiches, erklärte in der 26. Sitzung des Reichstags des Norddeutschen Bundes vom 3. April 1867:
„Ich will auf das politische Feld nicht eintreten; ich bleibe bei der militärischen Seite. Man macht mit Recht geltend, daß die dreijährige Dienstzeit nicht die ganze waffenfähige Mannschaft durch die Schule der Waffen gehen läßt. Es ist richtig, es bleibt etwas übrig. Nicht überall, denn in mehreren Bezirken wird die dienstfähige Mannschaft bis auf den letzten Mann erschöpft. Es ist ferner richtig, daß bei der zweijährigen Dienstzeit gerade noch genug Rekrutenschub vorhanden ist, um die Rekruten — denn der Rekrutenschub fällt lediglich auf die Infanterie; eine Ersatzung des Stabs der Spezialtruppen kann nicht beschleunigt sein — auf 600 Mann bringen zu können. Ich will nun nicht behaupten, daß solche Rekruten nicht mehr in der Lage wären, wenn, wie bei der dreijährigen Dienstzeit, höchstens ein Drittel Rekruten wären; bei der zweijährigen Dienstzeit aber ist die eine Hälfte nicht lediglich solchen Rekruten in der elementaren Ausbildung begriffen. Neben Sie nun etwa 500 Interessirte ab, sieben Sie ab, was alles auf dieser einen Hälfte von Rekruten ist: die Kommandos zur Besetzung von Stützpunkten, die Kommandos zur Besetzung von Kreuzposten, den täglichen Wachdienst, namentlich in Festungen, wie ich es auch beschränkt ist, die Manöverarbeiten, die in der Regel täglich mehrere Tausend Mann zu Zeiten erfordert hat, sieben Sie ab die Handwerker, die Kranken, die Reservisten u. s. w. — so bleibt Ihnen so wenig übrig, daß ein solches Bataillon keine leistungsfähige Aus-

bildung für den Krieg, also den eigentlichen Zweck seiner Bestimmung, nicht mehr erfüllen kann.“
Es folgen einige weitere Bemerkungen, welche namentlich diejenigen Leute, die jetzt wieder mit der Phrase von der „schwereren Belastung des armen Mannes“ durch die Militärvorlage und der „Bevorzugung der Offiziere“ geschäftig sind, mit Nutzen lesen werden:
„Welches Element für die Kriegsführung die Offiziere sind, darüber will ich Ihnen nur eine historische Notiz nennen. Wir haben auf 50 Mann einen Offizier, wir haben verloren auf 20 Mann einen Offizier (im Vergleich von 1866). Stellen Sie eine Formation auf ohne eine genügende Zahl wirklich diensterfahrener Offiziere, so haben Sie einen Haufen braurer Leute, aber keine Truppe! Wir haben im vorigen Jahre nahezu 60 000 Gefangene gemacht und haben 3000 Beamte gehabt, wovon viertheil zur der Hälfte Zeit gefangen war — es läßt sich das nicht so nachweisen. Jeder dieser enorme Haufen? Ich kann ihn nur der Diensthauer zuschreiben. Finanzielle Bedürfnisse hätte Österreich ein System aufgedrückt, nach welchem der Infanterist durchschnittlich 1 1/2 bis 1 3/4 Jahre in Dienste war. Diese Leute haben sich sehr brav geschlagen, und ich muß dabei bemerken, daß die Offiziere mit dem ständigen Beispiel vorangegangen sind, denn auch die Offiziere haben sehr viele Offiziere verloren. Aber so wie schwierige Verhältnisse eintreten, lockerte sich die Ordnung; in Verlegenheiten, in Nothgezeiten wurden die Leute (Scharrenweise) gelassen genommen. Bei uns hielten Sie über den Kopf: wo ist der Hauptmann? Was hat der Hauptmann gelagt, wo wir hingehen sollen? Keine Herren, dies Gefühl des Zusammenhaltens unter allen Umständen kann nicht eingeprägt werden, es kann nur eingeprägt werden — und das können Sie mit zwei Jahren nicht erreichen.“

Die Deutschen in Böhmen.

In Nummer 3 unserer Zeitung vom 5. Januar wurde bereits unter dem Titel von unserem vorigen Berichterstatter der im „Deutschen Verein“ von Professor Dr. Philipp Knoll gehaltenen, die tschechischen Anmachungen feanzehenden Rede gedacht. Die Worte des „Bardes der Deutschen in Böhmen“ haben einen lebhaften Wiederhall gefunden. Man macht zu Gunsten derselben geltend, daß sie ebenso durch die psychologische Durchführung, wie durch die geschichtliche Treue sich auszeichnen. Die Rede ist eine vollständige Darstellung des deutsch-tschechischen Streits von seinen Anfängen an. Es verlohnt sich daher nochmals auf dieselbe einzugehen. Prof. Knoll ging von der Voraussetzung aus, man müsse die „Entmündigung der nationalen Ehre der Deutschen“ mit dem Austritt aus dem Landtag beantworten. Unerwartet zog er alle Folgerungen aus diesem Schritt. „Er verfolge“, heißt es in einem Briefe der „Recht-Bl.“ aus Prag, „den tschechischen Sprachstreit bis zu seinen Wurzeln und erinnere an die Rolle, welche Kiezer und Palady im Kreuzzug Reichstags gespielt. Dem Reich gegenüber Föderalisten, geberden sich die Tschechen im Lande schon damals als Zentralisten“ und gaben erst zuletzt dem Konstitutionsentwurf ihre Zustimmung, welcher das Recht aller Völkergemeinschaften durch Bildung national-einheitlicher Kreise mit weitgehender Autonomie zu wahren suchte. Heute leite man aus einem fingierten tschechischen Staatsrecht die Notwendigkeit ab, daß wegen einiger tschechischer Einwanderer in das geschlossene Sprachgebiet von 2 Millionen Deutschen auch dort tschechisch amtiert werde und daß deutsche Gemeinden tschechische Schulen erhalten müssen. Noch in den Fundamentalarbeiten von 1873, welche die siegestrunkenen Tschechen dem Reich gegenüber wollten, stellten sie selbst die Forderungen einer nationalen Abgrenzung der Gerichts- und Verwaltungsbezirke, die Errichtung nationaler Kurien im böhmischen Landtage. Aber nun, was den Deutschen nachteilig in diesen Fundamentalarbeiten war, verwirklichte sich; das, was ihnen einige Sicherheit für ihre Nationalität bieten sollte, bleibt unerfüllt. Es vollzog sich seitdem die Organisation der tschechischen Einwanderer nach Deutschböhmen in nationalen Angriffskolonnen, die Ansprüche auf tschechische Amtsführung und tschechische Schulen traten immer unge-

kümmert hervor. Die Anträge zum Schutze ihrer Nationalität, welche die Deutschen in den letzten Jahren stellten, wurden verworfen. Am feindseligsten erwiesen sich bei den zahllosen Streitfragen gegenüber den Deutschen die Feudalen, der wohlprivilegierte Großgrundbesitz, dessen Hälfte aus Angehörigen deutscher Geschlechter besteht. Schon seit Jahren verlangten die Wähler von Seite der deutschen Abgeordneten den Austritt aus dem Landtage, den Beginn der Enthaltungspolitik. Rechner habe an dem Grundsatz festgehalten, daß nur eine Verletzung der nationalen Ehre oder ein Angriff auf die Verfassung die Ergreifung dieses Mittels rechtfertigen könne. Der Fall sei vor Weihnachten eingetreten, als man die Bitte der Deutschen um Recht wie eine „Behelligung“ aufnahm und ohne jede Motivierung abwies. Was die Empörung steigern mußte, war der Umstand, daß ein Adliger aus deutschem Geschlechte in dieser schändlichen Weise gegen deutsche Volksvertreter vorging. Nichtwürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig für ihre Ehre: diesem ältesten Pflichten der Völker mußten wir da nachkommen. Es geht den Schimpf abzuwehren, den man unserem Volkstum antun wollte. Hätten wir anders gehandelt, das deutsche Volk müßte uns hinwegsetzen in voller Entrüstung. Mit der schalen Phrase, daß die Minderheit sich der Mehrheit zu fügen habe, während Tschechen und Feudale gegen den Geist des Konstitutionalismus und gegen das unverwundbare Recht unserer Nationalitäten sündigten, leugnet man die historischen Rechte des deutschen Volkstammes hinweg, welche uns es zur Pflicht machen, sich über die tote Form hinwegzusetzen. Nicht nach Herrschaft streben wir, sondern nach Sicherheit in unserem nationalen Bestehen. Und in diesem Geiste wollen wir dem Kommenden ruhig entgegengehen.

Dies der kurz zusammengefaßte Gedankengang der Rede Mollkes, welche zündend wirkte. Die Erklärungen sind so schlicht und einfach, wie jene des amerikanischen Volkes, als es gegenüber dem englischen Druck seinen Willen der freien Selbstbestimmung kundgab. Und hoffentlich finden sie auch ein Echo überall dort, wo Deutsche wohnen und in ihnen das Gefühl für deutsche Ehre lebendig ist. Bereits haben außer allen deutschen Städten, Gemeinden, Vereinen und Verbänden in Böhmen die Gemeindevertretungen von Linz und Salzbürg ihre begeisterte Zustimmung zu der Resolutions der deutsch-böhmischen Abgeordneten ausgesprochen. Auch die übrigen Heimstätten deutscher Besinnung in Oesterreich werden nicht mit solchen Zustimmung zurückbleiben. Selbst bei den Deutschen Wählern beginnt jetzt bereits eine mächtige nationale Strömung. Die Zeiten der Schwäche und der Uneinigkeit der Deutschen in Oesterreich scheinen Gott sei Dank überwunden zu sein. Nur dem Muthigen gehört seine Nationalität. Der Feige verwirrt das Recht auf eine eigene Volksergänzung.

Tagesgeschichte.

Dresden, 11. Januar. Mit welcher Gewissenhaftigkeit unsere Deutschfreisinnigen nach dem so oft von ihnen nachdrücklich und feierlich ausgesprochenen Grundsatz handeln, daß, wie überhaupt jedes „freien“ Mannes „selbständige“ Aufsicht hoch zu achten sei, so auch im Rahmen der Partei jeder Freisinnige seine abweichenden Anschauungen ungehindert zur Anschauung bringen und verteidigen könne, dafür liefert einen sprechenden Kommentar die gestern abend im „Italienischen Dörfchen“ stattgehabte, übrigens nur schwach besuchte öffentliche Versammlung des hiesigen deutsch-freisinnigen Vereins, in welcher Dr. Friedrich Friedreich einen Vortrag über die genugsam bekannte Stellung der deutsch-freisinnigen Partei zur

Militärvorlage im Reichstags hielt. In der dem Vortrage folgenden Debatte kam das patriotische Verhalten der aus der deutsch-freisinnigen Partei freiwillig ausgeschiedenen sächsischen Landtagsabgeordneten Rechtsanwalt Schred und Fabrikbesitzer Kurt Starke zur Sprache. Man nannte den Austritt dieser früheren Stützen der Partei einen „Reinigungsprozeß“, ohne jedoch zu sagen, auf welcher Seite die Reinigung erfolgte. „Die Partei — so äußerte sich ein Redner — müsse froh sein, daß sie diese Herren los geworden sei.“ Dem früheren Landtagsabgeordneten Karl Roth, welcher längere Zeit dem Vorstand des hiesigen deutsch-freisinnigen Vereins angehörte, der Partei aber, aus gleicher Veranlassung wie seine Freunde Schred und Starke, den Rücken lehnte, machte man ungeschickt den Vorwurf: „daß derselbe noch niemals fortschrittlich gewesen.“ Ein anderer Redner meinte: „man hätte diesen abgethanen Herrn gar nicht mehr die Ehre erweisen sollen, im Verein genannt zu werden.“ Das hiesige Organ der Deutsch-freisinnigen, die „Dresdner Zeitung“, mußte ebenfalls ein absprechendes Urteil über sich ergehen lassen, weil sie in der Militärvorlage eine „ziemlich ungeschickte“ Haltung eingenommen habe.

Berlin, 10. Januar. Se. Majestät der Kaiser hatte heute nachmittags 4 Uhr eine Beratung mit dem aus Friedrichshagen hier eingetroffenen Reichskanzler Fürsten Bismarck.
Der Kaiserl. deutsche Botschafter am Hofe zu St. Petersburg, General der Infanterie und Generaladjutant v. Schweinitz, hat gestern abend 11 Uhr Berlin wieder verlassen, um auf seinen Posten zurückzukehren.

Unter Vorsitz des Reichskanzlers Fürsten Bismarck fand gestern nachmittag eine Sitzung des preussischen Staatsministeriums statt; heute nachmittags 3 Uhr trat dasselbe abermals zu einer Sitzung zusammen.

Wie man der „R. Pr. Ztg.“ schreibt, legt man dem Reichstag das Gesetz über die Vertheilung der Reichsministerien vor, welches eine sehr günstige Bedeutung hat. Derselbe hat stets als ein Vertreter der Friedenspartei in Russland gegolten, es haben die hochwichtigen Missionen und ihnen gewidmeten Kundreisen, mit denen er vor und nach dem Berliner Kongresse, an welchem er beinahe die hervorragenden Anteil hatte, betraut gewesen, jedesmal den Charakter eminenten Friedensmissionen getragen. (S. St. Petersburg.)

Die „Berl. Pol. Nachr.“ schreiben: Dem wirklichen Geh. Rat Dr. Pape, Vorsitzenden der Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs, ist zur Feier des Tages, — 11. Januar — an welchem er vor 50 Jahren in den preussischen Justizdienst trat, der Rote Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub und mit dem Emailleband des Kronenordens verliehen worden. Der „Reichsanzeiger“ widmet der Wirksamkeit des Jubilars einen eingehenden Aufsatz. Geboren am 10. September 1816 zu Wrielen in Westfalen als Sohn eines tüchtigen praktischen Juristen, legte er die beiden ersten Staatsprüfungen mit „vorzüglich“, die dritte am 28. März 1843 mit „sehr gut“ ab. An diesem Tage wurde Dr. Pape zugleich zum Oberlandesgerichtsrath ernannt. Im Laufe der Jahre stieg Dr. Pape bis zur Stellung des Präsidenten des Reichsoberhandelsgerichts empor. „Bei dem Erlöschen des Reichsoberhandelsgerichts vom 1. Oktober 1876 gefolgt in den Ruhestand versetzt, war es Dr. Pape vorbehalten, dem Reich noch wichtigere Dienste zu leisten. Auf Grund des Gesetzes vom 20. Dezember 1873, durch welches die Zuständigkeit der Reichsgerichtsbildung auf das gesamte bürgerliche Recht ausgedehnt worden war, hatte am 22. Juni 1874 der Bundesrat beschloffen, eine Kommission mit dem Sitz in Berlin „zur Ausarbeitung des Entwurfs eines

Feuilleton.

In der Fremde.

Novelle von G. Keller-Verban.
(Fortsetzung.)

„Mister John“, sagte sie sanft, indem sie mit ihrem Finger seine Schulter berührte, „sind Sie mir böse, ich hatte ja ganz vergessen, daß ich Ihnen leihen wollte?“
„Ich Ihnen böse, Miß Leontine? Ich habe ja nicht daran gedacht, daß Sie mir heute leihen würden, ich habe nur geglaubt, wie ich Ihnen ein paar unangenehme Stunden ersparen könnte, und ein Seufzer hob keine Braut.“

Leontine legte schmeichelnd ihre Hand auf seine Schulter. Dann setzte sie sich neben ihn und ein Gefühl überkam sie, als wenn es der arme Blinde am allerbesten wissen müßte, was Recht und Unrecht sei, weil — das wußte sie — er sie so herzlich lieb hatte. „Mister John“, sagte sie daher mit etwas bebender Stimme, „was würden Sie an meiner Stelle thun? Würden Sie das Anerbieten Max Schloßers ausschlagen oder nicht?“ John Peters fuhr in die Höhe. Er hatte diese Frage nicht erwartet. „Sie, John, sind mir ein lieber Bruder, Sie sind jung, wie ich selbst, und können vielleicht besser wie Ihre Mutter und Onkel Rosen die Lage überblicken, in der ich mich befinde. Sie wissen, wie ich Max Schloßers achte, was er mir immer war, wie ich mich freute, wenn er kam, welch' guter Mensch er ist. Sagen Sie mir, John,

warum kann ich nicht mit Freubigkeit zu dem Entschluß kommen, die Seine zu werden? Sagen Sie mir, was soll ich thun? Ist diese Liebe, die ich für ihn fühle, ausreichend für ein langes Menschenleben?“

John antwortete nicht. Als das junge Mädchen zu ihm hin sah, war er todtbleich. „Miß Leontine“, sagte er endlich, indem er etwas weiter von ihr rückte, gleichsam, als ob ihre Nähe ihn beengte, „ich kann Ihnen unmöglich den rechten Weg zeigen, thun Sie, was Ihr Herz Ihnen eingiebt, dann wird es gut sein.“

„Nur eine Frage, John, die müssen Sie mir beantworten nach Ihres Herzens tiefer Überzeugung: Glauben Sie, daß ich Max Schloßers liebe, so liebe, wie das Weib den Mann lieben soll, dem es angehört will für das Leben?“ Leontines Wachen hob sich ungestüm. Es war ihr elend zu Rute, doppelt elend nach einer unruhigen, schlaflosen Nacht, sie stand so allein im Leben und wollte doch so gern thun, was für alle Teile das rechte und das beste wäre. Angstvoll, als gälte es ihr Verhängnis, hingen ihre Augen an des Blinden Mund.

„Nein“, tönte es endlich schrill von Johns Lippen, „nein, Leontine, so lieben Sie Max Schloßers nicht!“ Und ehe das junge Mädchen zu sich selbst kam, hatte er sich erhoben und schritt langsam über den langen Korridor, der nach seinem Zimmer führte.

Sie sah ihm nach. Sie sah seine etwas nach vorn gebückte Gestalt sich durch das blendende Licht tasten, das seine Augen nicht sehen konnten. Einmal inmitten der überreichen Welt ging er seinen dunklen freudlosen Weg.

Ein unfähiges Mitleid erfaßte sie. Was war sein Leben gegen das von Max Schloßers, selbst nach einer traurigen Lebensdauer? Aber erarbeitete sich keiner, wenn seine Mutter einmal die Augen geschlossen hatte?

Ein Strom von Thränen machte ihrem gepreßten Herzen Luft; zum ersten Male fühlte sie sich grenzenlos elend, verarmt und verlassen, aber eines wußte sie jetzt, das stand fest, das Weib Max Schloßers konnte sie nicht werden.

In der Dämmerung desselben Tages schritt Max Schloßers über die Schwelle des Schulhauses. Leontine hatte nach reichlichem Überlegen ihm diese Unterredung ersparen wollen und in einem ausführlichen Briefe voll warmer Teilnahme alles gesagt, was sie für ihn auf dem Herzen hatte.

Aber der junge Mann, dessen Entschluß nun fest stand, mit dem nächsten Steamer nach Europa zu segeln, konnte es sich trotzdem nicht verfahren, Abschied von dem Hause und den Menschen zu nehmen, in deren Mitte sein bestes Hoffen gewurzelt hatte. „Wenn ich noch einmal gekommen bin“, sagte er mit bewegter Stimme, als er Abschied nahm, „so folge ich dem Drange meines Herzens, ich wollte Sie noch einmal sehen, Leontine, so wie ich Sie im Hergen getragen habe, das Ideal aller, aller meiner zukünftigen Träume. Sie können mir nichts anderes sein; ich kann nur versuchen, Ihr Bild in mir zu vergraben und an Sie zu denken wie an eine tote!“ Leontine begleitete ihn mit ihrem Onkel bis hinaus auf den Korridor. Sie hatte seine Thräne für ihn beim Abschied.

In dem Schulhause ging wieder alles seinen alten Gang. Der Name Max Schloßers wurde nicht mehr genannt, aber in der Stimmung der Freunde war

doch freidem manches anders geworden. Leontines Stimme schmettete nicht mehr so oft in frohen Liedern durch die Räume, sie war erstarrt geworden, und dem besorgten Onkel Rosen kam es vor, als lagere sich zuweilen ein Schatten über ihr Gesicht, den er sonst nicht da bemerkt hätte. Einmal nur, ein einziges Mal hatte er den Mut gehabt, sie zu fragen, als er sie ganz gegen ihre Gewohnheit, nachdem alle Kinder gegangen waren, auf ihrem Platz im Schulzimmer sitzen sah, bleich, mit Thränen in den Augen. „Kind, ich kann Dich nicht traurig sehen, mir blühet das Herz, fehlt Dir etwas?“ Sie hatte dann seine Hand frampfhaft gedrückt und mit zitternder Stimme geantwortet: „Nein, Onkel, aber mir bleibt viel gut zu machen. Ich hätte eher verheirathet werden, daß mich Max Schloßers liebte — und daß ich ihm nichts sein konnte. Ich glaube, es muß weh thun, zu lieben ohne Gegenliebe.“ Und dann war sie roth aufgestanden und gegangen.

Onkel Rosen hatte ihr lange nachgesehen. Vereute sie vielleicht doch, dachte er, jetzt, wo so manches unangenehme ihr noch die Verhältnisse erschwerte — nicht die Seine geworden zu sein? Wertwärdig! Der alte Mann hatte ja gar nicht darüber nachgedacht — daß auch ein Mädchenherz seine räthelhafte Geschichte haben kann.

Riffis Peters Gesundheit fing an ernstliche Beforgnis einzufößen, und niemand war unglücklicher darüber, als Leontine, wenn sie bei jeder Klage die angstvolle Mine des blinden Sohnes studierte, wie er neben der Mutter saß, bald ihren Kiehem belauschte, bald ihre abgemagerte Hand an seine Stirn und Lippen legte. Seit dem neuen Quartale hatte Riffis